Werner

Autor(en): **Walser, Robert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575181

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein freudiges Erröten war Frau Evas Dank.

Sie kehrten zum Schlosse zurück. Von der Mittagsseite aus überschauten sie noch einmal den Garten. Hinter Büschen und Hecken hervor sprang der Strahl des Springbrunnens. Zur Seite aber stand ein Bäumchen, an dem fremdartige Früchte hingen.

„Das sind Granatäpfel," erklärte die Frau von Eigental, „eine seltene Frucht, von der man sagt, sie bedeute wahrhaftig reine Liebe. Nehmen Sie einen solchen Apfel mit nach Klingenstein, Frau Bärbeli! Bewahren Sie ihn auf als Andenken an das Paradies Ihrer Freundin!"

„Sie sind so gut zu mir, Frau Nachbarin!" antwortete Bärbeli; behutsam pflückte sie die zierliche Frucht.

Jetzt langte Frau Eva Paravicin nach einem schön gezogenen Spalier. Sie brach einen rotwangigen, süß duftenden Apfel vom Aste und reichte ihn dem Freunde: „Das ist die köstlichste Frucht, die im Garten von Eigental reift!"

Es war Abend geworden. Leichter Nebel legte sich über die Felder. Bauersleute, die die Herbstsaat bestellt hatten, kehrten müde heimwärts. Das Ehepaar Meiß nahm Abschied von Frau Eva. Und als Christoph und Bärbeli über den Klingensteiner Berg fuhren, lobten beide die schöne Frau Nachbarin und wünschten, es möchte die geschlossene Freundschaft nie mehr vergehen. Und wirklich kam es so: die drei hielten in Freud und Leid zusammen, und ein jedes baute am Glücke des andern.

Werner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Novelle von Robert Walser, Biel.

Eines Nachts taumelte ein junger Mann, dem das Bewußtsein sagte, daß er ein Elender sei, die Treppen eines Spielhauses hinunter. Er hatte all sein Geld verloren. Werner, so hieß er, gehörte zu der Sorte von jungen Leuten, die eher einen Revolver als eine redliche Arbeit in die Hand nehmen. Er ging mit schwankenden Schritten nach Hause, wo er sich mechanisch entkleidete und ins Bett legte. In seinem Kopf brütete eine dumpfe, armselige kleine Wut, die ihn am Einschlafen verhinderte. Als er endlich einschlief, beunruhigte ihn eine diabolische Vision. Er sah im Traum einen Goldklumpen, einen Giganten aus glitzerndem Gold, den er mit fiebernden Händen betastete. In der Wonne, die ihm vorgaukelte, daß er ein reicher Mann sei, stieß er einen Schrei aus und erwachte. Er war ärmer und elender als vorher. Rasch sprang er aus dem Bett und in die Kleider und ging auf die Straße.

Wilde traurige Entschlüsse durchstürmten ihn. Sein menschliches Empfinden war zerrissen. Er hatte innen und außen nicht den geringsten Halt mehr. Ein redlicher, erfahrener Freund würde ihm jetzt den größten Dienst haben erweisen können, aber er hatte keinen Freund. Den Eltern wagte er seine entsetzliche Verlegenheit nicht mitzuteilen. Armer Sohn, der sich in der Not nicht an seine Eltern zu wenden getraut. Beklagenswerte Eltern, die den Sohn so erzogen haben, daß er sich einbildet, es sei eine Unehre, kein Geld zu haben. Das nämlich bildete sich Werner ein, und diese Einbildung führte ihn auf die Bahn des Schlechten. Er mußte auf geradem Wege wieder zu Geld gelangen, um das elegante Leben, das er zu führen gewohnt war, fortsetzen zu können.

Er traf auf der Straße einen Bekannten an, der ihn auf eine verbindliche Art einlud, mit ihm spazieren zu gehen. Sie gingen zusammen an den Strand, wo sie sich auf den Rand eines Segelbootes setzten, das am Ufer lag, und pflegten eines jener Müßiggängergespräche, die so wenig bedeuten, weil sie so arm an wahrhaftigem Anteil sind und so reich an Zufälligkeit und Gleichgültigkeit. In Werners Kopf stieg alsobald der Gedanke auf, seinen Gesellschafter zu ermorden, auf den er eine Art von jähem Haß warf, weil er Geld in seinem Besitz vermutete, und kaum war der mörderische Gedanke aufgetaucht, so griff Werner auch bereits nach dem Revolver, unfähig sich zu besinnen, und feuerte ihn hinterrücks auf den ahnungslosen Mann ab, der tot hinstürzte. Der Verbrecher,

denn das war er jetzt, eignete sich an, wonach seine verdorbene, elende Seele lechzte, und nachdem er das Opfer ausgeraubt hatte, machte er den Kahn los, ruderte ein Stück ins Meer hinaus, warf den Leichnam ins Wasser, kehrte zurück, knüpfte das Schiff an Ort und Stelle wieder an. Niemand hatte etwas gesehen.

„Elender!" — so hatte eine frühere Stimme ihn genannt; jetzt donnerte ihn eine Stimme an mit „Mörder!" Eine zornige Posaune tönte ihm in den Ohren, und vor seinen Augen bäumte sich eine flammende Hölle auf. Ein Meer von Schande gähnte ihm entgegen, aber Werner, den die schreckliche Tat zu Stein gemacht hatte, trotzte dem sich ihm öffnenden Rachen des Verderbens. Er schaute weder nach rechts noch nach links, er verschloß Augen und Ohren und eilte blindlings von dem begangenen Verbrechen zu einem neuen, um gleichsam mit der zweiten Untat die erste auszutilgen. Eine Unüberlegtheit hat die weitere zur Folge, an den ersten Verzweiflungsschritt knüpft sich der zweite. Einem Tiger gleich, der nach Beute lechzt, lenkte jetzt Werner seine Schritte nach dem Hause, in welchem im Schutz zarter elterlicher Obhut Olga Orelli wohnte, eine junge schöne Dame, die dem jungen Mann da und dort schon allerlei Hoffnungen gemacht hatte, wiewohl sie noch nie so weit gegangen war, ihm auch nur das Geringste zu versprechen. Er traf sie im Garten an, wo sie, da der Tag so schön war, zu ihrem stillen Entzücken spazierte, und als sie ihn dahereilen sah, hatte er sich auch schon vor ihr auf die Knie geworfen und trug ihr mit Worten, denen der wilde Zustand, der ihn beherrschte, einen Schmelz und einen hinreißenden Zauberglanz aufdrückte, seine leidenschaftliche Liebe und Ergebenheit an, indem er sie anflehte, ihn zu retten aus der Gewalt mannigfaltiger, über ihn hinstürzender Verwilderungen, ihn vor Vereinsamungen, die ihn wie mit eisernen Klammern zu umschließen drohten, zu bewahren und ihn aus aller Unlust und Unholdheit herauszuziehen, damit er erstarke und nicht im Leben, dessen Täuschungen zahllos wie Wellen im Meere seien, ertrinke. „Sei meine Frau oder tritt mich mit Füßen! Ich ertrage die Ungewißheit nicht länger. Ich will wissen, ob ich jetzt der glücklichste oder der bemitleidenswerteste der Sterblichen bin. Ich bin ein Mensch, und es hat alles Warten, alles Harren und Bangen seine Grenze." So sprach er, und die Glut, mit der er redete, der Entschluß, der aus seinem Wesen loderte, bereitete ihm einen Sieg. Olga war die Seine. Er küßte sie, und sie gewährte sich und ihm die Seligkeit des Kusses.

Nach Verlauf von einigen Tagen fand im Arbeitskabinett des Polizeidirektors zwischen diesem und dem Agenten Michalik eine kurze Besprechung statt. „Sie haben schon oft gezeigt," sprach der Direktor zum bescheiden dastehenden Beamten, „wieviel Tüchtigkeit, Findigkeit und Kaltblütigkeit in Ihnen steckt. Ihre bisherigen Erfolge stellen Ihnen das beste Zeugnis aus. Wenn ich Sie bitte, sich in diesem Fall zu bemühen und sich der Sache, die heute vorliegt, anzunehmen, so wende ich mich an einen Mann, der bereits bewiesen hat, daß man gut tut, das größte Vertrauen in ihn zu haben. Das sind keine leeren Schmeicheleien. Die Angelegenheit, um die es sich handelt, wird Ihnen wahrscheinlich schon bekannt sein. Mein lieber Michalik, ich bitte Sie, machen Sie das!" Der Direktor schüttelte dem Mann, den er so lebhaft auszuzeichnen Anlaß nahm, die Hand, worauf Michalik sich mit einer Verbeugung entfernte, um an die Arbeit zu gehen.

Weh dir, armes geplagtes Verbrecherherz! Weh dir, Werner, dein Verfolger ist bereits hinter dir! Was auch immer Michalik, der Detektiv, in die Hand nahm, das nahm er fest in die Hand. Er pflegte seine Arbeit ruhig, gewissenhaft und exakt zu verrichten, und hatte er einmal sich ein Ziel gesetzt, verfolgte er es zäh, bis er es erreicht. Er hatte sich eine Photographie des Ermordeten verschafft und ging nun daran, sich vor dem Spiegel so zuzustutzen, daß er im Gesicht und übrigen Aussehen dem ums Leben Gekommenen so ziemlich ähnlich sah. Er begab sich in der Maskierung auf die Straße, wo er, Harmlosigkeit und Lebenslust vortäuschend, zwanglos unter dem vornehmen Promenadenpublikum auf- und abspazierte. Mit

einem Mal schreckte ein Mann vor ihm so furchtbar zurück, daß Michalik laut hätte lachen mögen. Er ließ aber durchaus sein Vergnügen in keiner Weise merken, sondern begnügte sich damit, den fremden Herrn, der sich so sonderbar benahm, erstaunt anzublicken. Der fremde Herr mit dem sonderbaren Benehmen war Werner, und dies war die erste Begegnung. Zufrieden mit seinem Ausflug kehrte der Polizist um und ging nach Hause. Er liebte es, sich gehörig Zeit zu lassen. Hast und Ueberstürzung lagen ihm fern.

Im öfteren Verkehr mit sogenannten schlechten Subjekten hatte sich Michalik, der ein gescheiter Kopf und im Grunde eine gute Seele war, eine überlegene, heitere und milde Ruhe zu eigen gemacht. Seinen Beruf, den er mit Leidenschaft ausübte, verstand er mehr als eine Art von Kunst denn als eine moralische Anstalt mit strenger gebieterischer Stirne. Mit den Opfern seines Bemühens hatte er ein stilles Mitleid, ohne indessen mehr Mitgefühl zu zeigen, als für ihn schicklich war. In seinem Privatleben war er fast ein Träumer, der die Romantik liebte, was ihn keineswegs hinderte, tüchtig zu sein, wo der Moment es erforderte. Eifrig, wie ein Jäger hinter dem Hirsch, hinter einer Aufgabe, sobald er eine solche hatte, konnte er der trägste Mensch der Welt sein und tagelang, nur mit irgend einem Gedanken beschäftigt, müßig im Zimmer liegen oder sitzen, einer ins Große gehenden Tagdieberei huldigend. Michalik besaß Seele, und er wußte das zu schätzen. Als der Junggeselle, der er war, berauschte er sich von Zeit zu Zeit an der Einbildung, daß eine reizende gutherzige Frau ihm gehöre, daß er Vater von zwei bis drei lieben Kindern wäre, deren kindliche Spiele ihn entzückten, wobei er sich ein Glück ausmalte, das mit seinem Sinn für Ruhe und Stille in jeder Hinsicht übereinstimmte.

Das zweite Zusammentreffen Werners mit Michalik erfolgte andern Tages an beinahe derselben Stelle auf öffentlicher Promenade, mitten unter dem lebhaften Verkehr der Menschen, im hellen Vormittagssonnenschein; aber es unterschied sich vom vorherigen dadurch, daß es den Charakter eines dramatischen Auftrittes annahm. „Was wollen Sie von mir, Sie Gespenst der Hölle," schrie, als er seiner ansichtig wurde, der entsetzte Werner seinen fürchterlichen Gegner an, „ich will wissen, was das zu bedeuten hat! Was soll es heißen, daß am hellen Tage mir ein Dutzendnarr Furcht einflößt und ich mich krümmen muß vor Schauder, wenn das Gesicht eines beliebigen Dummkopfs mir begegnet? Wenn Sie kein Teufel sind, nun, wer sind Sie? Sind Sie ein Geist, eine leere Einbildung? Reden Sie, oder ich schlage Sie!" Michalik schaute den vor Zorn Ohnmächtigen lang und ruhig an, bewegte nicht die Miene, blieb bei allen ausgestoßenen Beleidigungen kalt, zuckte mit merklicher Verachtung die Achsel, als wolle er andeuten, daß er für die unangenehme Szene keinerlei Verständnis habe, worauf er alsogleich unter den ringsumhergehenden Leuten verschwand. Nur mit Mühe faßte sich Werner. Der Schrecken hatte ihn kreidebleich gemacht, und an den Worten, die er ausgesprochen hatte, war er nahe daran gewesen zu ersticken.

Die dritte Begegnung oder der dritte Zusammenstoß fand in Gegenwart des armen unschuldigen Mädchens statt, und zwar im Orellischen Garten, ebenfalls am hellen lichten Tag, was vielleicht die Schreckhaftigkeit noch erhöhte. Die beiden jungen Brautleute, sie hatten unter allerhand besondern Umständen die elterliche Einwilligung zu ihrer Verbindung erhalten, spazierten Arm in Arm, von einem glücklichen, schwärmerischen Geplauder in Anspruch genommen, sie die Anmut in Person, das Licht und das helle Entzücken und er, scheinbar doch wenigstens, schwelgend im Genuß und in Vorausgenüssen, im Garten, auf sanften, kiesbelegten artigen Wegen, unter dem erquicklichen Grün der Bäume, im Dufte der sorgsam gepflegten Blumen. Zärtlich und sorglich schmiegte Olga sich an Werner an, indem sie ihm wie eine Mutter mit rührend schöner Aufmerksamkeit in die Augen blickte, nach der Ursache forschend, weshalb er so blaß und angegriffen sei, irgend etwas ahnend und doch nichts wissend. Seine Blässe und der seltsame Kummer auf seinen Wangen machten ihn ihr fast nur noch liebenswürdiger. Sie sprachen mit leiser Stimme und lächelnd von der

Reise, die sie beide zusammen bald antreten würden. „Bist du glücklich, Werner?“ fragte sie, und er sagte: „Wenn ich all das Glück, das ich in dir besitze, jetzt noch nicht so ruhig genieße, wie ich es genießen möchte, und wenn die Freude, die du mir bist, noch untermischt ist mit Sorgen, die ich dir so ohne weiteres nicht nennen kann, so zweifle ich doch keinen Augenblick daran, daß in kurzer Zeit alles ruhig und alles schön um uns beide sein wird. Mach dir um mich nur keine Sorgen! Du und ich, wir zwei, und nichts in der Welt wird die Macht haben, uns unsere Freude zu verderben. Nichts wird uns trennen. Wir sind unzertrennlich ...“

„Wirklich?“ fragte da plötzlich eine Stimme, und in der Maske des Ermordeten tauchte, wie wenn er aus der Unterwelt ans Licht steige, Michalik, der fleißige Detektiv Michalik aus dem nächsten Gebüsche auf. Werner stieß einen Schrei aus. Er hielt und streckte beide Hände vor gegen die Erscheinung wie zur Abwehr von etwas, das ihn anpacken wolle, und Olga war sprachlos. Wie eine Mahnung, wie ein Richter stand der Agent da, unbeweglich, als sei er ein schreckliches Gemälde. Alle drei waren still. Olgas Herz klopfte zum Zerspringen. Jetzt fand der Schuldige keine Worte mehr, denn der Atem versagte ihm. Er war starr, er glich einem Verzauberten. Michalik, der Wackere, stand wie der unentrinnbare eherne Ernst da. Wie die unerbittliche Vernichtung stand er da. Die Nemesis war in den Garten gedrungen und stand nun da. Das Richtschwert stand da. Die Vergeltung und die flammende Rache für die begangene Untat waren mitten in die reizende Träumerei getreten und standen erbarmungslos da.

„Ich muß um Verzeihung bitten,“ sagte nach einer Pause Michalik, indem er mit vieler Höflichkeit den Hut lüftete, „daß ich so unschicklich bin und ein zärtliches Zuzweien zu stören wage. Ich hatte keine Ahnung, und ich muß die zudringliche Art, wie ich Ihnen die Freude zerstöre, auf das allerlebhafteste bedauern, aber ich bin wegen einer wichtigen Angelegenheit zu diesem Herrn hier gekommen. Es läßt sich mit dem besten Willen der Welt nicht länger hinausschieben. Der Herr ist mein Schuldner, er weiß das wohl, doch es beliebt ihm zu tun, als sei der Gläubiger der Kuckuck im Walde, was nicht besonders schön von ihm ist. Entschuldigen Sie, Fräulein, ich wollte mir nur erlauben, ihn zu mahnen, weil ich weiß, daß es Leute gibt, die gerade dann das schlechteste Gedächtnis haben, wo sie am wenigsten vergeßlich sein sollten. Der Herr soll zahlen; er weiß, daß er zu zahlen hat, aber er hat keine Lust dazu.“ Mit diesen Worten verbeugte sich der Unbekannte und ging weg.

Die beiden Leute gingen dem Hause zu. Ihr schöner Verkehr war zerbrochen. Schweigend, mit unsicheren Schritten, gingen sie nebeneinander. Das bedauernswerte Mädchen war nicht imstande, irgend eine Frage an Werner zu richten; sie fühlte, daß es nichts mehr zu fragen und nichts mehr zu antworten gab. Sie hatte die Empfindung, daß sich in der nächsten Minute etwas Unglückseliges ereignen müsse. Der Schmerz um Werner kämpfte in ihrer Brust mit einem Abscheu vor ihm. Als sie das Haus erreicht hatten und die schöne Freitreppe hinansteigen wollten, warfen sich zwei entschlossene handfeste Männer, die von Michalik hier ins Versteck gestellt worden waren, auf den unglücklichen Bösewicht und fesselten ihn. Werner, da er gebrochen war, setzte sich kaum zur Wehr. Auf einen Wink des aus der Haustüre jetzt heraustretenden Michalik, der zu der Verhaftung alles aufmerksam vorbereitet hatte, wurde der Unselige fortgeführt. Olga sank um, wurde aber, ehe sie zu Boden stürzen und sich etwa wehtun konnte, vom herbeieilenden wackeren Michalik aufgefangen, der sie in seinen starken Armen rasch ins Haus trug, wo er die schöne Last auf ein Ruhebett legte. Olgas Eltern, biedere vortreffliche Leute, bemühten sich um die Tochter; sie kam auch bald wieder zur Besinnung. Orellis dankten Michalik. Er stand da wie ein schüchterner Knabe; die Schönheit und Zartheit Olgas machten einen tiefen Eindruck auf ihn, er mußte sich im stillen gestehen, daß er sie liebe. Die Schicklichkeit indessen erlaubte ihm nicht, schon jetzt, so nahe nach einem so betrüblichen Vorfall, eine Empfindung zu verraten, über die er vor Glück errötete.

Die Eltern baten ihn jedoch mit großer und aufrichtiger Herzlichkeit, da er ihnen sehr gefiel, doch dann und wann vorzusprechen, denn es würde sie freuen, ihn zu sehen. Er dankte und verabschiedete sich, und man hat keinen Grund zu zweifeln, daß er einer so freundlichen Aufforderung gerne gehorchte.

Wohltun trägt Zinsen.

Nachdruck verboten.

Eine Erzählung von Hans Kaegi, Winterthur.

Mit dem Walzen hat's seine Freud und seine Lust. Aber wenn man's erst mit dem Fünfundvierzigsten versucht, wie der Paul Stammheimer, dann hat's der Teufel gesehen. Da ist kein Straßenpflaster solid genug, kein Gelände wirklich anständig, und besonders, wenn der naßkalte Nebel im Tale herumschleicht, der Regen in spitzigen Schnüren herabprasselt und der Wind wie ein bissiger Köter an jeder Wegbiegung lauert, dann hat's gar ein Elend, die verwöhnten Schenkel voreinander zu setzen. Und verwöhnte Schenkel hat doch ein fünfundvierzigjähriger Handwerksbursche, wie Paul Stammheimer einer ist.

Bah, Handwerksbursche? Kunde, Walzbruder! Um bei der Wahrheit zu bleiben, kann man doch nicht zugestehen, daß das Verhandeln von Orangen, Feigen, Datteln, Haselnüssen, Mandeln, Maroni und Johannisbrot ein Handwerk ist. Ei bewahre, ein simples Hausieren, nicht einmal ein Kleinhandel! Paul Stammheimer hatte die Zufriedenheit dieses Hausierens eben in Zürich zu Ende gekostet. Es steckte ihm noch ein übler Nachgout davon im Gaumen, wie er nun auf der kotigen Landstraße gegen Winterthur zuwalzte. Warum ihm der Verleider an der schönen Stadt Zürich über die Nieren gekrochen und weshalb sich Paul Stammheimer zu seiner Ausfahrt einen solchen bedenklichen Nebeltag ausgelesen, darüber war er mit sich selber im unklaren geblieben. Es trieb ihn nun einmal fort, und damit basta. Herrje, wenn er walzen muß, fragt keiner nach Wetter und Laune!

Mitten im schneelosen Winter, als ihm ein würziger Duft aus der Maroniröstpfanne über die ruppigen Schnauzborsten in die Nase gestiegen war, hatte ihn der Rappel am Rockzipfel gepackt und ihm die Ohren vollgeblasen: „He, Meister Stammheimer, flauer Geschäftsgang, was? Stachelige Konkurrenz der italienischen Schreihälse, unverschämte Wichte, die jeden Vorübergehenden anrempeln! Wird dir das nicht zu dumm? He nun, eben drum, schmeiß doch deinen Karren zum Kiesgrubengerümpel und such dir einen grüneren Ast! Bist doch der Paul Stammheimer aus Lärchenhofen im Kanton Thurgau und hast nichts mit den welschen Krähhühnern gemein.

Darüber war Stammheimer in ein leidiges Spintisieren geraten, das ein paar Tage anhielt, an Kraft und Ausschweifen zunahm und schließlich, wie es Paul Stammheimer für am richtigsten hielt, ihn auf die Landstraße trieb. Vorderhand beabsichtigte er, schnurstraks in Winterthur die Lage auszumessen und günstigenfalls seinen Karren ein paar Jährchen über die holprichten Gassenpflaster der Landstadt zu ziehen. Solcherart verlief sich Stammheimers Plan, daß er sich sagte: „Hallo, Orangenkrämer aus Lärchenhofen im Kanton Thurgau, jetzt stecken noch fünfhundert Franken bares Geld in deinem Beutelchen. 's war auch schon schwerer; aber bist kein Schlappschwanz und ist Winterthur wirklich dein Platz, so erreichst du das Ziel deiner Vorsätze doch noch einmal vor dem Tod. Mit dem rechnen alle Stammheimer zuletzt!"

Er hatte eine Idee und, wie er selber oft mit witziger Gemütlichkeit gestand, eine malefitzflotte Idee, die dahinaus ging, daß er seinen Lebensabend in einem gepachteten Häuschen rechterhand der Heeresstraße oberhalb Lärchenhofen versitzen und seine letzten Tage mit Anschaulichkeit und Winkelglück versonnen wollte. Aus dieser Perspektive hätte man Stammheimers Projekt jede solide Stütze gönnen können, insbesondere darum, weil ihm vor anderthalb Jahren das Gericht in Zürich eine ersprießliche Saison und ein paar Hundert Franken abgenommen hatte wegen einer Durchlüftung seines